

Für unsere Kinder

Nr. 25 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1910

Inhaltsverzeichnis: Spruch. Von Marc Aurel.
— Aus dem Reiche der Technik: VIII. Von der schwarzen Kohle. Von Richard Woldt. — Wasserfall. Von Friedrich Theodor Visser. (Gedicht.)
— Die Großmutter. Von H. C. Andersen. — Jasanenmutter. III. Von Ernest S. Thompson.
— Wie Eulenspiegel die Schneider belehrte. — Unter'm Apfelbaum. Von Emma Dölg. (Gedicht.)

Spruch.

Wenn du, der gesunden Vernunft folgend, dasjenige, was dir im Augenblicke zu tun obliegt, mit Eifer, Kraft, Wohlwollen betreibst und, ohne auf eine Nebensache zu sehen, den Genius in dir rein zu erhalten suchst, als ob du ihn sogleich zurückgeben müßtest: wenn du so mit demselben verbunden bleibst und, ohne etwas zu erwarten oder zu fürchten, dir an der jedesmaligen naturgemäßen Tätigkeit und heldenmätigen Wahrheitsliebe in deinen Reden und Äußerungen genügen lässest, so wirst du ein glückliches Leben führen, und es wird sich niemand finden, der dich daran hindern könnte.

Marc Aurel.

○ ○ ○

Aus dem Reiche der Technik.

VIII. Von der schwarzen Kohle.

Draußen in einer Straße der Vorstadt wohnt ein alter Mann, ein Gelehrter, ein Forscher im Dienste der Wissenschaft. Seine Lebensaufgabe besteht darin, die Vergangenheit der Erde zu erforschen. Denn die Erde ist sehr alt und hat schon viel erlebt.

Der Gelehrte ist mein Freund, und wenn mir der Postbote einen Brief bringt, in dem mich der freundliche Greis zu einer Plauderstunde einladet, dann wandere ich gern hinaus aus der Weltstadt ins frohem Tageslärm nach dem stillen Häuschen draußen in der Vorstadt. Bei dem milden Lichte der Studierlampe lausche ich den Erzählungen des alten Mannes, wie er von seinen Forschungen spricht, von dem wechselvollen Schicksal, das unsere Erde in den langen Zeiten ihres Daseins erfahren hat.

In ewigem Wechsel verändert die Erde die Bedingungen des Lebens, sie gebiert Lebewesen, läßt sie untergehen und wieder neue entstehen. In fernen Zeiten, vor vielen Millionen Jahren, als noch keine Menschen oder auch nur menschenähnliche Tiere auf der Erde lebten, da war es bei uns so warm, wie es jetzt in den heißen Ländern ist. Unter den Strahlen der Sonne sproßte eine reiche Pflanzenwelt empor. An den Ufern des Meeres standen riesige Wälder; sie glichen in ihrer üppigen Schönheit den Urwäldern der Jetztzeit in den Tropen. Seltsame Gewächse bildeten den Wald. Farne und Schachtelhalme, die wir nur als niedrige Pflanzen kennen, wuchsen zu hohen Bäumen empor, es standen da Siegel- und Schuppenbäume. Lange Zeiten hindurch grünte der Wald, wo alte morsche Baumriesen zusammenstürzten, schossen bald wieder junge Stämme empor.

Doch nicht ewigen Bestand sollte der Wald haben. Das Land, auf dem er wuchs, hatte sich langsam, ganz allmählich gesenkt, immer näher rückte das Meer heran, und eines Tags brausten die salzigen Wogen dort, wo Baumwipfel in den Lüften geraucht hatten. Während das Meer den Wald bedeckte, ließ es Sand auf ihn hernieder sinken. Im Laufe der Zeiten ward der Wald auf dem Grunde des Meeres ganz mit Schlamm überzogen. Für lange, lange Zeiten mochte das Meer dort wogen, die Sand- und Schlammdecke auf dem Walde wuchs an Dicke und lastete immer schwerer auf den untergegangenen Bäumen.

Aber auch das Meer sollte nicht ewig herrschen; langsam hob sich der Meeresboden, immer seichter wurde das Wasser, immer mehr Inseln tauchten aus den Wogen auf. Eines Tags breitete sich wieder Land aus, wo früher der Wald gestanden hatte; nur Seen und Sümpfe waren als Reste des Meeres zurückgeblieben. Es war zur Zeit, wo das geschah, noch heiß in unseren Gegenden, und die glühenden Strahlen der Sonne ließen in dem fetten Schlamm Boden wieder eine üppige Pflanzenwelt emporwuchern. Bald rauschte abermals ein Wald dort, wo früher die riesigen, wunderbaren Bäume gestanden hatten. Der neue Wald war aber von seinem Vorgänger sehr verschieden. Neue Pflanzengat-

tungen waren herangewachsen, alte verschwunden.

Was wurde inzwischen aus dem alten Walde, der tief unten begraben lag? Die Bäume vermoderten und verfaulten; dadurch entstand in dem untergegangenen Wald eine große Wärme. Sie vermochte jedoch das Holz nicht zu verbrennen, denn es fehlte ja an Luft, ohne die das Verbrennen unmöglich ist. Die Schlamm- und Sandschichten pressten die Bäume eng zusammen. Die Pflanzenstoffe wurden aber durch die Erhitzung zerseht, und es blieb von ihnen nur der Kohlenstoff übrig: der untergegangene Wald verkohlte. Infolge des Druckes der allmählich zu Stein erhärtenden Sand- und Schlamm-schichten wurde der verkohlende Wald zu der schwarzen, harten Steinkohle zusammengepreßt. Allein trotz der Zersehung ihrer Bestandteile behielten die Pflanzen zum Teil ihre Form. Wir finden darum Kohle, die die Form von Baumstämmen, von Zweigen und Blättern haben. Daher wissen wir bestimmt, daß die Steinkohlen aus Bäumen entstanden sind, und wie diese Bäume ausgesehen haben.

Wie können wir aber wissen, daß das Meer die Wälder untergehen ließ? Weil wir in den Gesteins-schichten, die die Kohle bedecken, Pflanzen und Tiere versteinert finden, die nur im Meere leben konnten. Die Zeit, in der die Wälder standen, die am meisten zur Bildung der Steinkohle beitrugen, nennen wir die Steinkohlenzeit. Das alles hat mir an einem schönen Sommerabend der alte Gelehrte in seiner stillen Studierstube erzählt.

Millionen von Jahren vergingen, Land und Meer rangen noch oft um die Gegend, wo der Wald gestanden hatte. In langen, langen Zeiträumen entwickelte sich aus dem Tier der Mensch. Er lernte das Feuer beherrschen. Lange kannte er aber als Nahrung für das Feuer nur das Holz. Vielleicht war ihm die Steinkohle schon längere Zeit bekannt, ehe er entdeckte, daß sie ein ausgezeichnetes Brenn-stoff wäre. An einer Stelle, vor allem an einem Abhang, mochte das Wasser die Gesteins-schichten weggeschwemmen haben, die die Kohle bedeckten, und diese lag zutage. Oder der Mensch fand Kohle, als er in der Erde nach Metallen grub, was er schon frühzeitig tat. Vielleicht geschah es eines Tags, daß der Mensch ein Feuer an einer Stelle anzündete, an der Kohle zutage lag. Da gerieten die Kohlenbrocken in Glut, und mit Verwunderung sah der Mensch, daß der schwarze Stein brennen konnte. Oder der Mensch entdeckte

diese Eigenschaft, als er den seltsamen Stoff ins Feuer warf, um ihn wie Erze zu schmelzen.

Lange nachdem die Eigenschaft der Kohle zu brennen entdeckt war, wurde diese noch nicht als Brennmaterial verwendet. Wälder gab es genug und Holz war leicht zu jeder Zeit zu haben, während die Kohle aus der Erde gegraben werden mußte. Doch mit dem Steigen der Kultur brauchte der Mensch immer mehr Brennmaterial, die Wälder wurden daher immer mehr gelichtet, auch wurden sie durch Wiesen und Acker verdrängt. In den fortgeschritteneren Ländern wurde das Holz immer teurer, und das Bedürfnis nach Brennstoffen stieg namentlich, seit die Industrie emporwuchs. Man brauchte Brennmaterial nicht nur zum Erwärmen der Wohnungen und zum Kochen, sondern noch mehr als früher zum Schmelzen der Erze, außerdem aber auch zum Betrieb von Maschinen. Und nun wurde die Kohle von größtem Nutzen für die Menschheit.

* * *

Vor einigen Monaten hatten die gelehrten Zeitschriften einen Bericht gebracht, der großes Aufsehen erregte. Unser Freund, der Forscher, stellte darin nämlich die Behauptung auf, daß nach seinen Untersuchungen drei Meilen nach südlicher Richtung von unserer Stadt entfernt ein verfunken Wald liegen müsse, der jetzt zu Steinkohle geworden sei. Ein paar reiche Kaufleute aus der Stadt beschloßen, eine Probe zu machen, ob der Gelehrte recht habe. Sie gründeten eine Bergwerksgesellschaft, das heißt borgten sich Geld von anderen Leuten, gaben einen Teil ihres eigenen Geldes hinzu und nahmen dafür vielerlei Arbeitskräfte in ihre Dienste.

Zuerst schickten sie eine Gruppe Arbeiter mit Spaten und Hacke nach der Stelle hinaus, die der Forscher bezeichnet hatte. Eine kreisrunde Grube von etwa zehn Meter im Durchmesser wurde gegraben. Die Landleute kamen hinzu und fragen, was es gebe. „Wir graben nach Kohle,“ erhielten sie zur Antwort. Ungläubig lächeln die Landleute. Seit undenklichen Zeiten haben schon ihre Väter, Großväter und Urgroßväter vor ihnen dieses Land bearbeitet und bebaut. Zwar ist es ein harter Boden, der mühevoll und fleißig bestellt werden mußte, aber er hat doch immer Früchte getragen. Und hier soll Kohle liegen?

Die Arbeiter graben weiter. Am nächsten Tage werden unförmige Eisenteile auf großen Wagen herbeigefahren. Die Einzelteile stellt

man zusammen zu einem schweren gußeisernen Ring, der gerade den äußeren Umlauf des Grubenloches ausfüllt. Dann wird weitergegraben. Der Eisenring senkt sich. Später kommt eine Schar Maurer, die auf dem Eisenring eine runde Mauer aufführt. Der Hohlraum wird sorgfältig abgedichtet. Bald ist man schon so tief gekommen, daß Maschinen zum Herausholen der Erdmassen benutzt werden müssen. Eines Morgens sind sie auf schweren Lastwagen herangeschleppt worden. Hohe Eisengerüste werden aufgestellt, und an einem schrägen Hebelarm läuft über eine Rolle ein Seil. Das zieht rasselnd und unermüdlich die Förderer herauf, gefüllt mit Lehm und Sand. Wochen vergehen. Immer die gleiche Arbeit. Durch Lehm- und Tonschichten wird die Bohrarbeit weiter geführt. Endlich hat man eine solche Tiefe erreicht, daß sich nun erweisen muß, ob der alte Gelehrte recht hat. Man ist bis zu 500 Meter gekommen. Da, eines Tags ziehen die Förderer Bestandteile mit herauf, die von den Angestellten der Bohrergesellschaft als Kohle erkannt werden. Die Arbeit ist also erfolgreich gewesen.

Der Schacht wird jetzt ausgezimmert. Er erhält eine neue, größere Fahrstuhleinrichtung, um Menschen und Lasten schnell und sicher hinaufzuziehen. Die Bergleute, die von der Bergwerks-gesellschaft aus allen Gegenden herbeigeloct wurden, gehen an die Arbeit. Unten im Schacht wird eine kleine Vorhalle ausgemauert, der Füllraum. Von dort aus kämpfen sich strahlenförmig in schmalen Gängen die Bergleute durch das Gestein. Ein mühseliger Beruf. Mit Schlägel und Eisen suchen sie die Kohlenstücke abzuschlagen, durch Pulver und Dynamit werden ganze Blöcke abgesprengt. Stundenlang liegt der Bergmann auf dem Boden, sich mühselig vorwärts kämpfend. Nur der Grubenlampe mattes Licht beleuchtet seine Arbeitsstätte. Er ist von Gefahren umgeben. Da sind die schlagenden Wetter, Gase, die sich angesammelt haben, explodieren und den ganzen Gang verschütten. Dann ist der Bergmann von der Welt abgeschlossen und muß unter furchtbaren Qualen den Tod erleiden. Oder die Gänge sind nicht genügend durch die Holzjimmerungen gestützt worden. Der Bau bricht zusammen, die Bergleute werden verschüttet. Wenn der Bergmann in die Grube fährt, weiß er nicht, ob er das Tageslicht wieder sieht, ob er zu Weib und Kind wieder zurückkehrt. In dieser Beziehung ist der Beruf des Bergmannes mit dem des Seemannes zu

vergleichen. Wie das Meer immer und immer wieder Opfer an Menschenleben fordert, so hat auch der Bergbau Tausenden von Bergleuten Massengräber bereitet. „Glück auf!“ ruft der Bergmann, wenn er Abschied nimmt von seinen Lieben, um ins Bergwerk zu steigen, „Glück auf!“ klingt sein Gruß, wenn er unten in der Grube einem Kameraden begegnet. Freudlos geht er seinem Beruf nach, schlecht bezahlt für seine mühevollen Arbeit und umlauert von Gefahren der verschiedensten Art, die unten in der Grube überall auf ihn eindringen.

Hat der Bergmann die Kohle losgebrochen, dann wird sie auf kleinen Wagen, von Pferden gezogen, verladen. Die Streckenwagen sammeln sich am Füllort. Von hier aus werden sie im Fahrstuhl heraufgeführt. Oben wartet die eiserne Lokomotive darauf, die Kohle, die jetzt in langen Eisenbahnzügen verfrachtet wird, nach allen Richtungen der Windrose zu verschleppen.

Denn in dem Haushalt der heutigen Menschenwirtschaft ist die Kohle ein unentbehrliches Gut geworden. Nicht nur zum Heizen der Wohnungen, sondern vor allen Dingen für alle Zwecke wirtschaftlicher Arbeit wird die Kohle als Feuerungsmittel gebraucht. Sie heizt die Lokomotive, die auf ihren Schienenwegen als nimmermüdes Dampfross Menschen und Güter befördert. Der Dzeanriele kann seinen ungesägten Leib nur vorwärts bringen, weil in seinem Innern riesige Schiffsmaschinen, durch Dampf getrieben, die Schaufelräder und Schrauben das Wasser peitschen. Dieser für die Fortbewegung des Schiffes notwendige Dampf wird erzeugt von den Heizern, die tief unten im Maschinenraum die gefährigen Feuerlöcher immer mit neuen Kohlen füllen. Und auf dem Lande in den Industriewerken stampfen und stöhnen, pressen und ziehen, heben und drücken die Arbeitsmaschinen ihre eisernen Glieder, getrieben von unzähligen Dampfmaschinen, die alle ihre Wärme durch die Kohle erhalten. So dienen die verunkelten Wälder, die vor Jahrtausenden die wärmenden Sonnenstrahlen in sich aufgenommen haben, heute dazu, den Menschen die aufgespeicherte Sonnenwärme weiterzugeben. Er setzt sie um durch seine Maschine, in Kraft, in Bewegung, in Arbeit. Ist dieser Kreislauf nicht wunderbar? — Ich habe euch heute etwas von der „schwarzen Kohle“ erzählt, das nächste Mal werde ich euch von der „weißen Kohle“ erzählen.

Richard Wolde.

Wasserfall.

Von Friedrich Theodor Vischer.

Wasser. Nun, Fels, wie steht's?
 Fels. Fest. [sprechen.
 Wasser. Wir haben etwas miteinander zu
 Fels. Was soll's?
 Wasser. Biegen oder Brechen.
 Fels. Das wäre!
 Wasser. Hinab muß ich. Platz da! Schnell!
 Fels. Sachte, sachte, du grober Gesell!
 Sieh, da beiseit durch die moosigen alten,
 Die engen, winthgen Felsenspalten
 Findet sich schon ein Wegchen, für dich
 Breit genug, man bescheide sich.
 Wasser. Zickzack und eng und klein!
 Auf spitzige Klippen
 Stoßen mit Wellen
 Die schwellenden Wellen
 Ihre murmelnden Lippen!
 Platz, Platz! Es kann nicht sein!
 Fels. Du Grobian!
 Komm her, sieh mich an!
 Seit Jahrtausenden steht
 Mein Bau, für ewig gewoben.
 Siehst du, wie der Wald dort oben
 Auf meinem ehrwürdigen Scheitel weht?
 Willst du es hören,
 Das Geisterflüstern,
 Das durch die düstern
 Alten Föhren
 Dunkle Sagen
 Von alten Tagen,
 Von den Tagen der Sintflut trägt?
 Steh still im Lauf
 Und schau hinauf
 An diesen Wänden, wie von Erz gestärkt,
 Unbezwänglich,
 Undurchdringlich. [bestärmt!
 Ob der Regen sie peitscht, der Orkan sie
 Riesenhoch!
 Dann frage noch,
 Ob mich, den Recken,
 Dein kindisches Trogen könne schrecken.
 Wasser. Du mußt! Du mußt!
 Kommet zu Haus,
 Ihr Fluten, zischt auf,
 Gack in die Felsenbrust
 Die gähnende Wunde!
 Stürzt her wie bellende Hunde,
 Mit dem milchweißen, scharfen Zahn
 Wütend zu packen
 Die trotzigcn Zacken!
 Kommt an, kommt an
 Wie Schlangen geringelt!

Die Pfeiler umzingelt!
 Schüttelt,
 Rüttelt! [Zammern
 Gorch, schon vernehm' ich ein dumpfes
 In den alten triefenden Felsenkammern,
 Ein Zucken und Stöhnen,
 Ein Reißen und Dröhnen —
 Fels. Weh! Weh!
 Tief im Herzen erschüttert!
 Die Lanne zittert
 Auf meinem Haupt. Ein Stich
 Durchzuckt mich!
 Ich verzweifle. Ach, ach!
 Wasser. — — Krach!
 Dumpsdonnernd, Stoß auf Stoß,
 Stürzt der Kolos,
 Zerschmettert, zerschlagen,
 Mir in den schäumenden Schoß!
 Meine Wogen jagen
 Über die Fichten, zerraut, zerknickt,
 Die sein prahlendes Haupt geschmückt!
 Was noch soeben gepocht, gebräut,
 Jetzt wie im Wahnsinn umhergestreut!
 Jetzt ist Freiheit!
 Jetzt brause nur auf im Übermut,
 Brüste dich prachtvoll, du stolze Flut!
 Über die Trümmer, über die Bäume
 Stürztet, ihr brausenden, tosenden Schäume,
 Geuß dich, du reiner, du silberner Strahl,
 Hinunter, hinunter ins sonnige Tal!
 Fels. Und im Tode noch räch' ich mich,
 Quäle dich!
 An diesen moosigen Blöcken,
 An diesen scharfen Ranten
 Zerstäubet mit Schrecken,
 Werdet zuschanden,
 Ihr stolzen Wellen!
 Euch frechen Gesellen
 Soll mein zerschmettert, zerschlagen Gebein!
 Mächtiger Damm noch und Hindernis sein
 Wasser. O, du hinderst mich nicht!
 Wenn die Welle sich bricht,
 Wenn du sie hemmst im pfeilschnellen Lauf,
 Braust sie gewaltiger, herrlicher auf,
 Springet mit zürnender, donnernder Macht
 Blendend in schäumender, perlender Pracht
 Über Klippen, über Gestein,
 Wühlt in die nächtliche Tiefe sich ein,
 Reißt sich ins schaurige, klüftige Grab
 Siedend in rasendem Strudel hinab,
 Dann in neuer Schöne
 Kommen hervor,
 Steigen empor,
 Meine wilden Söhne,
 Die schneeweißen Laucher; und mit Gewalt

Angeprallt

An dem Felsen, spring' ich in schuppigem Reif
Hoch auf, wie ein Fächer, ein Pfauenschweif
Blättr' ich auf die blühenden Wellen.

Und sieh, hier ist Raum,

Hier stört kein Fels, kein Baum,

Hier kann ich hinaus mich schnellen,

Kann frei durch die Lüfte

Hinab in die Klüfte

Wallende, fallende Wasser gießen,

Kann in einer reinen Linie fließen

Wie von der Jungfrau Scheitel hernieder

Über das Antlitz, die schlanken Glieder,

Schwebend über die süße Gestalt,

Schimmernd ein weißer Schleier wallt.

Doch wo vom Fall

Im vollen Schwall

Ausstürzen die Wasser, da gibt es ein Brausen,

Ein hohles Donnern, ein zischend Sausen!

Dampfen Wollen von feuchtem Staub

Weithin auf Hügel und Gras und Laub,

Und wie sie wirbeln, und wie sie wogen,

Schwingt sich, durchs flimmernde Grau ge-

zogen,

Prächtig ein glühender Regenbogen.

Und es erscheinen

Die Menschen, die Kleinen

Menschen an meinen Flanken,

Auf Brücken, auf Planen,

Stehen und reißen die Augen auf

Zu meinem Sturmeslauf,

Schauen das liebliche Farbenwunder,

Schauen das blühende Silberband,

Blinken ins grollende Gären hinunter,

Lauschen dem Donner, und festgebannt

Mit zuckender Wimper am schaurigen Rand

Erkennen sie alle mit Staunen an,

Wie ich herrlich wandle die Siegesbahn.

Tal. Hör auf zu toben, so stolz, so wild,

Siehe, wie lieblich mild

Die sammtenen Matten

Am Abendshatten

Zur Ruhe laden.

Es möchten ihr zartes, zitterndes Bild

Blumen in deinem Spiegel baden.

Laß das Reh, das mutige Füllen

An deinem Ufer trinken.

Hörst du der Herden fernes Brüllen?

Hörst du verhallen der Hirten Gesang?

Siehst du winken

Am Berg entlang

Das Kirchlein, die frommen Hütten?

Höre mein Bitten!

Wasser. Da wär' ich! ah! das war ein Leben!

Doch nun will ich dienen der Menschenhand,

In der Täler sanftes, grünes Gewand

Will ich den silbernen Gürtel weben,

Will die frommen, hellen,

Plaudernden Wellen

Ruhig schlängelnd durch Gärten gießen,

Will schwabend an Blumen vorüberfließen;

Der Hirsch, das Reh

Sollen aus meinen Fluten trinken

Und in holdem Weh,

Wenn die Sterne blinken,

Mag eine Jungfrau, die einsam wacht

In lauer Sommernacht,

Weinem Rauschen

Lauschen.

o o o

Die Großmutter.

Die Großmutter ist so alt, sie hat so viele Runzeln und ganz weißes Haar, aber ihre Augen, die leuchten wie zwei Sterne, ja sie sind viel schöner, sie sind so milde, es ist so wohlthuend hineinzuschauen. Und dann kann sie die herrlichsten Geschichten und sie hat ein Kleid mit großen, großen Blumen, das ist solch ein schwerer Seidenstoff, der rauscht. Großmutter weiß so viel, denn sie hat lange vor Vater und Mutter gelebt, das ist ganz gewiß! Großmutter hat ein altes Buch mit dicken Spangen aus Silber, und in dem liest sie oft; mitten darin liegt eine Rose, die ist ganz trocken und flach, sie ist nicht so schön, wie die Rosen, die sie im Glase hat, und doch lächelt sie diese am allerfreudlichsten an, ja, es kommen Tränen in ihre Augen. Warum wohl Großmutter so auf die verwelkte Rose in dem alten Buche blickt? Weißt du das? Jedesmal, wenn Großmutter's Tränen auf die Blumen fallen, dann werden die Farben frischer, da schwillt die Rose und die ganze Stube wird mit Duft erfüllt, die Wände versinken, als wären sie nur Nebel, und ringsum ist der grüne, der herrliche Wald, wo die Sonne zwischen den Blättern hervinscheint, und Großmutter . . . ja, sie ist ganz jung, sie ist ein schönes Mädchen mit goldenen Locken, mit roten, runden Wangen, hübsch und anmutig, keine Rose ist frischer, doch die Augen, die milden, wohlthuenden Augen, ja, die hat Großmutter noch. An ihrer Seite sitzt ein Mann, so jung, kräftig und schön; er reicht ihr die Rose und sie lächelt . . . so lächelt doch Großmutter nicht! . . . doch, das Lächeln kommt wieder. Er ist fort; da gehen viele Gedanken und viele Gestalten vorbei; der schöne Mann

ist fort, die Rose liegt im alten Buche und Großmutter . . . ja, sie sitzt wieder da als eine alte Frau und blickt auf die welke Rose, die im Buche liegt.

Nun ist Großmutter tot. Sie saß im Lehnstuhl und erzählte eine lange, lange, herrliche Geschichte: „Und nun ist sie aus,“ sagte sie, „und ich bin ganz müde, laßt mich nun ein wenig schlafen!“ und dann lehnte sie sich zurück, und sie zog tief Atem, sie schlief; aber er wurde stiller und stiller, und ihr Antlitz war so voll von Glück und Frieden, es war, als legte sich ein Sonnenschein darüber hin, und dann sagten sie, sie sei tot.

Sie wurde in den schwarzen Sarg gelegt, sie lag eingehüllt in das weiße Linnen, sie war so schön, und doch waren die Augen geschlossen, aber alle Runzeln waren fort, sie lag mit einem Lächeln um den Mund; ihr Haar war so silbergrau, so ehrwürdig, man wurde gar nicht bange, die Tote anzuschauen, es war ja die süße, herzensgute Großmutter. Und das alte Buch wurde unter ihr Haupt gelegt, das hatte sie selbst verlangt, und die Rose lag in dem alten Buche; und dann begruben sie die Großmutter.

Auf das Grab, dicht an die Kirchenmauer, pflanzten sie einen Rosenstock, und er stand voll von Blüten und die Nachtigall sang darüber. Der Mond schien gerade auf das Grab hernieder; aber die Tote kam nicht; jedes Kind konnte bei Nacht ruhig hingehen und eine Rose dort an der Friedhofsmauer pflücken. Ein Toter weiß mehr, als all wir Lebenden wissen, der Tote kennt die Angst, die wir fühlen würden, wenn etwas so Seltsames geschehe, und er unter uns träte; die Toten sind besser als wir alle, und so kommen sie nicht. Es ist Erde über dem Sarg, es ist Erde in seinem Innern. Das alte Buch mit seinen Blättern ist Staub, die Rose mit allen ihren Erinnerungen ist in Staub zerfallen; aber oben blühen frische Rosen, oben singt die Nachtigall; man denkt an die alte Großmutter mit den milden, ewig jungen Augen.

H. C. Andersen.

o o o

Fasanenmutter.

Von Ernest Seton Thompson.

III.

Ein altes Fasanenspruchwort sagt: „Die Feinde und das Futter wechseln mit dem Mond.“ — Der September kam mit kräftigen Samen und Körnern an Stelle der köstlichen

Beeren und Ameiseneier und mit gefährlichen Jägern an Stelle der schleichenden Skunks und Sumpftotern.

Die Fasanen wußten recht wohl, wie ein Fuchs ausfah, und daß er leicht zu prellen war, indem man sich in den nächsten Baum flüchtete, doch einen Hund hatten sie nie gesehen. Als nun im Jägermonat Alt-Cuddy mit seinem schmutziggelben, kurzschwänzigen Köter die Bergschlucht durchstreichte, erspähte ihn die Mutter und rief ihren Kindern ein lautes „Kwit, Kwit“ (Flieht, flieht) zu. Zwei der Hühnchen konnten nicht begreifen, weshalb die Mutter so ängstlich zur Flucht mahnte, und glaubten ihren Mut dadurch beweisen zu müssen, daß sie ungeachtet des ängstlich wiederholten „Kwit, Kwit“ sich im nächsten Baum niederließen.

Inzwischen war der kurzgeschwänzte Fuchs bis unter den Baum gekommen und klappte sie an. Dies sowohl als auch das sonderbare Benehmen ihrer Mutter und Geschwister belustigte sie derartig, daß sie ein Nascheln in den Gebüsch gar nicht bemerkten, bis ein lautes „Bäng, bäng“ erscholl und zwei kleine, blutige, flatternde Fasanen herabfielen, um von dem gelben Köter ergriffen und hin und her gezerrt zu werden, bis der Schütze aus dem Gebüsch herausprang und sich die traurigen Überreste sicherte.

Cuddy wohnte in einer armseligen Hütte in der Nähe des Don, nördlich von Toronto, und lebte, was griechische Philosophie ein ideales, beneidenswertes Dasein genannt haben würde. Er hatte weder Eigentum noch eine gesellschaftliche Stellung, bezahlte keine Steuern und machte keinerlei Ansprüche ans Leben. Er brachte seine Tage dahin in Spielerei und Nichtstun und möglichst wenig Arbeit und hielt sich die meiste Zeit im Walde auf. Er glaubte ein wahrer Sportsmann zu sein, weil er ein Freund vom Jagen war und weil es ihm Freude bereitete, wenn das Wild, auf das er es abgesehen, sich zu Tode getroffen am Boden wälzte. Die Nachbarn behandelten ihn als rechtlosen und vogelfreien Eindringling und sahen in ihm weiter nichts als einen Landstreicher. Er schoß und stellte Fallen das ganze Jahr hindurch, und man hatte ihn sagen hören, daß er die Monate am Geschmack der Fasanen erkennen könnte, wenn er sie nicht zufällig aus dem Kalender wüßte. Dies bewies ohne Zweifel eine scharfe Beobachtungsgabe, war aber leider auch zugleich der Beweis für etwas, das ihm weniger Ehre machte.

Die gefehmäßige Schußzeit für Fasänen begann am 15. September, es war jedoch nicht zu verwundern, wenn Cuddy schon vierzehn Tage vor der Zeit dieser Jagd oblag. Dennoch wußte er Jahr für Jahr sich der strafenden Gerechtigkeit zu entziehen.

Selten schoß Cuddy einen Vogel kügellahn, er zog es vor, sein Wild sicher zu erlegen. Dies war nicht leicht, wenn das Laub noch auf den Bäumen war, und mag auch der Grund gewesen sein, daß unsere Familie in der Bergschlucht solange unbehelligt umhergelaufen war. Jedoch es gab noch andere Schützen in der Umgegend, und aus Furcht, daß diese ihm zuvorkommen könnten, hatte er sich nach einer Fasänenpastete auf den Weg gemacht. Er hatte kein Flügelkrauschen vernommen, als die Vogelmutter mit ihren vier überlebenden Kindern davongeflogen war, er steckte daher seine zwei kleinen Opfer in die Tasche und kehrte nach seiner Hütte zurück.

So lernten die kleinen Hühner, daß ein Hund kein Fuchs ist, und daß man ihn anders zu behandeln hat, und die uralte Weisheit prägte sich ihnen tief ein: Gehorsam bringt langes Leben.

Den Nest des Septembers hatten sie genug damit zu tun, umherstreichenden Jägern sowohl als auch alten Feinden aus dem Wege zu gehen. Wie zuvor nächtigten sie auf den langen, dünnen Zweigen zwischen den dichtesten Blättern, die sie vor Gefahren aus der Luft beschirmt, während die Höhe der Bäume sie vor Feinden von unten beschützte und ihnen nichts zu fürchten übrigließ als Waschbären, deren langsamer, schwerer Tritt auf den biegsamen Zweigen sie stets zur rechten Zeit warnte. Aber die Blätter begannen nun zu fallen, und „die Feinde und das Futter wechseln mit dem Mond“. Es war die Zeit der Nüsse, aber auch die Zeit der Gule. Die Steineule kam von Norden und verdoppelte oder verdreifachte die Gefahren. Die Nächte wurden kälter und die Waschbären ungefährlicher, deshalb verlegte die Mutter das Nachtquartier in das dicke Nadelgewirr einer Tanne.

Nur eines der Jungen mißachtete der Mutter warnendes „Kriet, Kriet“, es blieb auf seinem schwankeenden, nun nahezu blätterlosen Almenzweige sitzen, und eine große Gule mit gelbglühenden Augen trug es davon, noch ehe der Morgen graute.

Mutter und drei Kinder waren nun übriggeblieben, doch die Kleinen waren ebenso groß wie die Alte, ja, der Älteste, der auf dem Blatte

geessen, war sogar größer. Ihre Halskrausen fingen an sich zu zeigen, zunächst nur die Spitzen, um anzudeuten, wo sie einst prangen sollten, wenn ausgewachsen, und man glaubt nicht, wie stolz sie darauf waren. Die Krause bedeutet für den Fasan dasselbe, wie der Schweif für den Pfau — seine Schönheit, seinen Stolz. Die Krause einer Henne ist schwarz mit einem leichten, grünen Schimmer, die eines Hahnes bedeutend dunkler und schwärzer und glänzt in lebhaftem Grün. Zuweilen taucht ein Fasan von ungewöhnlicher Größe und Kraft auf, dessen Krause nicht nur üppiger ist, sondern auch durch ein wunderbares Naturspiel ein tiefes Kupferrot aufweist, schillernd in violetten, grünen und goldenen Tönen. Ein solcher Vogel ist sicher ein Wunder, und der kleine, der auf dem Blatte gekauert hatte und stets getan, was ihm befohlen, prangte, noch bevor der Eichelmonat begonnen, in der vollen Pracht einer golden- und kupfernschillernden Krause — das war Rotkrause, der berühmte Fasan aus dem Don-Tale, und von ihm sollt ihr ein andermal mehr hören.

o o o

Wie Eulenspiegel die Schneider belehrte.

Eulenspiegel schrieb aus ein Konfiliun oder eine Versammlung der Schneider in den wendischen Städten und in dem Lande Sachsen und ebenso in dem Lande Holstein, Pommern, Stettin und Mecklenburg, auch zu Lübeck, zu Hamburg, zu Stralsund und zu Wismar und versicherte sie in dem Briefe großer Gunst; sie sollten zu ihm kommen, er wäre in der Stadt Rostock, er wolle sie eine Kunst lehren, die ihnen und ihren Kindern guttun sollte.

Und die Schneider in den Städten und Flecken und auf den Dörfern schrieben einander zu, was ihre Meinung darüber wäre. Sie schrieben alle, daß sie da zur Stelle wollten kommen zur bestimmten Zeit, und sie wären alle da versammelt, und alle verlangten zu erfahren, was das möchte sein, was Eulenspiegel ihnen sagen wollte oder was für eine Kunst er sie lehren wollte, nachdem er sie so bringend zusammengeschrieben hätte. Und sie kamen zusammen zur bestimmten Zeit zu Rostock, alle nach ihrem Bescheide, so daß sich viele Leute verwunderten, was die Schneider da tun wollten.

Als nun Eulenspiegel hörte, daß die Schneider ihn so gefolgt wären, da ließ er sie wohl

zusammenkommen, bis sie alle beieinander waren. Da sprachen die Schneider Eulenspiegel an, sie wären hergekommen und ihm gefolgt nach seinem Schreiben; darin hatte er berührt, wie er sie eine Kunst lehren wollte, die ihnen und ihren Kindern sollte guttun, solange die Welt stände; darum bäten sie ihn, daß er sie wollte fördern und die Kunst offenbaren und vermelden, sie wollten ihm auch ein Geschenk geben. Eulenspiegel sagte: „Ja, kommt alle zusammen auf eine Wiese, daß jeder von euch das von mir hören kann.“

So kamen alle zusammen auf einem weiten Plan, und Eulenspiegel stieg in ein Haus und sah zu dem Fenster hinaus und sprach: „Ehrbare Männer des Handwerks der Schneider! Ihr sollet merken und verstehen, wenn ihr habet eine Schere, Elle und Faden und einen Fingerhut, darzu eine Nadel, so habet ihr Zeug genug zu eurem Handwerk. Das zu bekommen, dazu brauchet ihr keine Kunst, sondern es fügt sich das von selber, wenn ihr euer Handwerk treiben wollt. Aber diese Kunst habet ihr von mir, drum gedenket mein dabei; wenn ihr die Nadel eingefädelt habt, so vergesst das nicht, daß ihr an das andere Ende einen Knoten machet — oder ihr stechet manchen Stich umsonst — dann hat der Faden keine Ursache, daß er aus der Nadel herauswisch.“

Ein Schneider sah den anderen an, und sie sprachen zu einander: „Die Kunst wußten wir alle wohl vorher und alle die Rede, die er uns gesagt hat,“ und fragten ihn, ob er noch etwas Weiteres zu sagen hätte, denn der Phantasei wollten sie nicht zehn oder zwölf Meilen nachgezogen sein und darum Boten zueinander geschickt haben; diese Kunst hätten die Schneider wohl gewußt, schon vor mehr als tausend Jahren. Darauf antwortete ihnen Eulenspiegel und sprach: „Was vor tausend Jahren geschehen ist, da ist niemand, der dessen sich erinnern könnte.“ Auch sagte er, wenn es ihnen nicht zu Willen oder Dank wäre, so möchten sie das denn nehmen zu Unwillen und keinen Dank dazu haben, und jeder könnte wieder gehen, wo er hergekommen wäre.

Da wurden die Schneider ganz böse auf ihn, da sie weit hergekommen waren, und hätten ihm gern etwas ausgewischt, aber sie konnten ihm nicht beisommen. Also gingen die Schneider wieder von einander; ein Teil war zornig und fluchte und war ganz unwillig, daß sie also den weiten Weg umsonst gegangen und hätten sich nicht mehr als müde

Beine geholt. Diejenigen aber, die in Rostock zu Hause waren, die lachten und spotteten der anderen, daß sie sich so hatten lassen äffen, und sprachen, das wäre ihre eigene Schuld, daß sie dem Landtoren und Narren hätten geglaubt und ihm gefolgt wären, denn sie hätten lange wohl gewußt, was Eulenspiegel für ein Vogel gewesen wäre.

o o o

Unterm Apfelbaum.

Von Emma Döts.

Wenn der bunte Herbst gekommen,
Ist die Luft so klar und weit.
Kühle Nächte, heiße Tage,
Hei, das ist 'ne lust'ge Zeit.
Weiß und rosa hat im Gärtchen
Einst der Apfelbaum geblüht.
Langsam röten jetzt die Früchte,
Daß es durch die Zweige glüht.

Stützend steht die Bohnenstange
An dem fruchtbeschwerten Ast,
Und aus hilfsbereitem Herzen
Hat auch Liesel zugefaßt.
Dankbar sind sogar die Bäume,
Und der schönste Apfel fällt.
Doch die Liesel kriegt Bedenken
Als sie ihn in Händen hält.

Mit dem Stützen, mit dem Fallen
War's doch so ein eigen Ding.
Ja, der Liesel wär's am liebsten,
Wenn er jetzt noch oben hing.
Schnell entschlossen framt sie eilig
Ihre tiefen Taschen aus.
Zwischen Pfropfen, Knöpfen, Läppchen
Zieht sie einen Faden raus.

Doch, weil im Gewirr der Blätter
Es so schlecht sich binden läßt,
Schlingt sie hurtig ihren Apfel
An die Bohnenstange fest.
Sieht die Mutter dann, daß Aepfel
Trägt die dürre Stange schon,
Dann bekommt gewiß auch Liese
Ihren wohlverdienten Lohn.

Verantwortlich für die Redaktion:
Frau Clara Geitin (Humbel), Wilhelmshöhe,
Post Degerloch bei Stuttgart.
Druck und Verlag von Paul Singer in Stuttgart.